

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

260 (6.11.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 6. Nov.

des „Volksfreund“

Nummer 260 — 1915

Kamerad Pollatscheck.

Von Oskar Wöhrl.

Wenn du verundet in einem Lazarett liegt, hast du viel Zeit zum Nachdenken. Und wenn dir der Zufall eine Verlustkarte in die Hand spielt, lernst du, daß die ganze Reihe von Leben, Vermögen und Verwandten durchläuft und abermals gebührend durchleuchtet und dir Beziehungen schafft zu diesen Menschen, die da so trocken auf dem Holzpapier stehen, und die doch mehr sind oder einst mehr waren als nur bloße, unbedeutliche gedruckte Namen: Menschen in Jugendkraft, lebensfrohe Leute...

Manchmal bleibt dem Auge auf einer Stelle länger haften. Die Buchstaben und die Silben kommen dir so merkwürdig bekannt vor, und wenn du sie endlich zu einem Sinn zusammenreihst, siehst du plötzlich einen Menschen vor dir, den du einmals kanntest, einen Schulfreund, vielleicht, einen Arbeitskameraden aus irgendeiner Fabrik, eine Bekanntschaft vom Militär oder schließlich auch nur einen kleinen Bekannten, dessen Namen du vor dir hast, der dich bei jeder Begegnung angrinste mit seinem erlog blauen: „Wie geht's, wie geht's, Herr Kamerad?“

So war ich tief erschrocken, als ich kürzlich in einer Zeitung hinten in der verstaubten Ecke den Namen Pollatscheck fand. Da stand in fetten, schwarzen Buchstaben: Oberstleutnant Thomas Pollatscheck aus Grunewald, gefallen, Korpsschwab. Mein Zweifel, es war mein Pollatscheck.

Ich Gott, da lag wieder Straßburg, die wunderschöne Stadt, vor mir. Straßburg mit seinen gedeckten Dächern und seinen hübschen, beweglichen Mädchen. Straßburg mit seinen vielen Menschen und seiner großen, sandigen Esplanade, auf der Thomas Pollatscheck vor so und so viel Jahren unter dem Beschutze zweier Sergeanten in die ersten Schützen der preussischen, langsamen Schritte eingeweiht wurde.

Pollatscheck war damals ein Stubenjunge und gehörte zur selben Korpschaft wie ich, zur dritten. Er war Pole. Deutsch sprach er nur wenig. Ueber „Landmann meinetwegen“ kam er in den ersten fünf, sechs Wochen überhaupt nicht hinaus. Das war sein Verhängnis. Er wurde bei der Ausbildung gescholten und geschliffen, daß es eine Art hatte. Wir, seine Kameraden, nahmen sich nicht an.

Gottlob, auch beim Kommiss geht die Zeit herum, wenn auch gemächlicher als sonst. Wir Bekannten, denen in der letzten Zeit die Dinge ordentlich lang gezogen waren, führen freudig in den Urlaub. Nur Pollatscheck blieb mit einigen „Alten“ gewissermaßen als Besatzung zurück. „Kann sich armer Bube nicht fahren nach heim, hat sich kein Geld nicht“, sagte er mit wehmütigem Augenzwinkern. „Dann stelle er sich ins Fenster und warte, bis wir ihn wieder glücklich auf dem Heimweg sehen.“

Wir uns nach Hause wieder glücklich auf dem Heimweg zu sehen, gebüdete sich der Pole wie ein Kind. Wunderschön, bischellen Tränen liefen ihm die Waden runter. Dies so geht, mit den Alten hatte er seinen Frieden halten können. Es kam zu ihm. Wer dank seiner Bärenkraft war Pollatscheck Meistling geblieben.

Ich fragte, ob es ihm denn hier beim Kommiss nicht denkwürdig sei. „O nein“, sagte er, „ist sich hier doch viel schöner als zu Haus bei mich. Hier viel Essen, viel zum Schlafen. Aber das ist nur die Arbeit, keine Geld nicht, keine saubere Kleidung nicht. Was macht, wenn hier brüllt Herr Unteroffizier. Komme ich nicht brüllt viel mehr! O, hier ist gut. Pollatscheck möchte sich immer Soldat sein!“

Wohin der Zeit hatte sich zwischen dem Polen und uns ein ganz verändertes Verhältnis herausgebildet. Wir lachten nicht mehr über seine komischen Sprachschwierigkeiten und sangen auch nicht das Lied: „Die Raube hat vier Weinen, an jeder Ecke einen!“

Das ihn ja monoton ärgern konnte. Selbst wenn er was geacht hatte und wir ihm wegen beim Exerzieren besonders hervorgehoben wurden, trug er sich nicht nach. Vor allem waren wir nicht, daß jemand mit Bögen an ihn herantrat.

Dafür hing Pollatscheck mit einer Anhänglichkeit an uns, die keine Grenzen kannte. Er hatte ein Gefühl dafür, was gut und was schlecht war. Wenn wir an freien Sonntagnachmittagen in die Stadt zum Vergnügen gingen, sah er in der Regel dabei und „meinetwegen“ unsere Sachen, so daß wir uns Montag morgen nur hineingutessen brauchten. Das tat er unbedrossen für ein Mann!

Thomas Pollatscheck war ein armer Teufel, der seinen blauen Fleck sein eigen nannte. Die ganze Wohnung volle von ihm, was er auch pro Delade, schickte er beim seine Leute. Er sich selber brachte er nichts. Bedürfnisse irgendeiner Art waren er nicht zu kennen. Trotzdem er die zweiten Schüssel zu unsern Spindeln ständig in der Tasche hatte, nicht nur an den Sonntagen nachmittagen, sondern auch nur eine Nagelkassette. Wer macht das nach beim Kommiss, wo „Mauer“ doch zum Glück Krampf ist?

Selbstverständlich waren wir alle nach Möglichkeit erkenntlich für Pollatschecks Freundschaft und Dienstbereitschaft. Essen konnte er für drei. Einen Aspekt hatte er, der einfach nicht anzunehmen war. Mit der Kommissloist allein wäre er nicht gekommen. Aber er bekam von uns so viel zugeklopft, daß er nie über Hunger zu klagen brauchte.

So flossen Pollatschecks Tage unbeschwert dahin. Nichts würde seine Zufriedenheit gestört haben, wenn nicht einige der Kameraden sich anbauend mit ihm beschäftigt hätten. Schließlich gelang es ihm doch, sich bei den Herren in Respekt zu sehen. Das kam so:

Wir hatten Turnstunden, dochführung über den Rasen. Die Offiziere führten der jüngste Leutnant. Der war dafür bekannt, daß er gerne „einen Spatz“ machte. Der Big, der das Ganze in Ordnung und Altem hielt, gehörte ebenfalls zur Sorte der „Spatzmacher“.

Er dachte dem Polen ein, Festgewehr in die Hand, führte ihn zu dem kleinen Wassergraben vor der Turnhalle und sagte: „Nimm auf, mein braver Sohn aus Kolonien! Dieser Graben ist die Grenze von Frankreich und von unserm deutschen Reich. Dank dir nun, es sei Krieg. Du bist hier Wächter. Deine Sache ist die Grenze passieren. Verstanden?“

„Ja Herr, Herr Feldwebel“, sagte Pollatscheck ernsthaft. „Nun wenn der alte Sergeant Müller, ein vorzüglicher Wächter, ebenfalls ein Gewehr in die Hand nimmt und den Graben den Wassergraben unter allen Umständen zu überqueren. Dieser Befehl konnte nicht missverständlich werden.“

Der „Spatzmacher“ bei dem Geschehen sollte nun sein, daß der Sergeant dem Polen nicht zusehe. Denn der konnte anders, nur nicht zusehen. Dazu war er nicht fähig. Der Sergeant verließ ihn, als er sich dem Wassergraben näherte.

daß hatten. Der Sergeant kam zwar glücklich über den Graben hinweg und stürzte Pollatscheck auf künsterliche Art gehörig in die Rippen. Aber auf einmal wurde dem der Spatz zu dünn, er lehrte das schwere Festgewehr um, packte es beim verletzten Ende und schlug seinem Vorgesetzten mit dem Kolben eine über den Schädel zu. Der Sergeant fiel in den Graben, daß das Wasser aufspritzte, dort blieb er liegen, steif und hart wie'n Stein.

Wir alle konnten uns vor Liebertrauer und Schreck nicht mehr rühren. Der Leutnant war bleich wie frisch angebrochene Pastete. Am ersten raffte sich der Feldwebel auf. Er ließ eilig den Sergeanten herausführen.

Pollatscheck wurde unter Bedeckung nach dem Wassergraben gebracht und am folgenden Tage einem eingehenden Verhöre unterworfen. Der Protokollführer wollte ihm mit aller Gewalt ein Verhörjahr an den Hals hängen und ihn ins Loch bringen. Aber auch da erweies sich der Pole, auf den wir allmählich stolz zu werden angingen, als genügend schlau.

„Ich sag alles“, sagte er, „hab ich mich nichts anderes getraut, als das was ist befohlen. Psia crew! Hier Gewehr, hier Krieg, hier niemand durch, kommt sich Franzos, schlag ich tot!“ Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Von da an hatte er seine Ruhe. Sergeant Müller aber lag acht Wochen im Lazarett und rührte nachher kein Festgewehr mehr an.

Pollatscheck fuhr auch in Urlaub. Bei dieser Gelegenheit traf er in den Hof.

Bei ihm zu Haus stand traurig. Seine Leute hatten nichts zu trauen und nichts zu befehlen. Nicht einmal das Geld zu seiner Rückfahrt konnten sie aufbringen. Was tut mein guter, getreuer Pollatscheck? Er hängt einfach sein kleines Paket mit dem Drillschleife an einen Knecht und macht sich daran, den unendlich langen Weg von Grunewald in Polen nach Straßburg im Eilzug unter die Füße zu nehmen. Drei Tage ist er unterwegs, da schnappen ihn die Gendarmen.

Retürrück brachte ihn ein großes Geld aus, als Pollatscheck vierundzwanzig Stunden nach Ablauf seines Urlaubs nicht zurück war. Des langen und des breiten wurde ihm und hergedröhrt, bis sich schließlich der Gendarm herausstellte.

Ein schicklicher Gendarm brachte den unheimlichen Gendarm angeführt. Doch der schien wenig zornig, sondern machte überaus ganze Gesicht, als er wieder unserer Schwärze ansichtig wurde: „Hier sein doch viel schöner als daheim!“

Thomas sah nach ein zweites Mal auf Urlaub. Das war, als seine Mutter starb. Vorforschungsweise hatten wir ihm diesmal das Festgewehr für die Stm- und Zerker mitgegeben. Pollatscheck brachte den gepumpten Mannem getreulich zurück. Eine Schwärze von ihm, die in Berlin diente und die mit dem Begleitnis war, hatte ihm alle Ausgaben ersetzt.

Wie er mir später eines Sonntags, als ich in der Kaserne blieb, im geheimen erzählte, war es eine traurige Reise gewesen. Das Haus, welches die Güte darin die Mutter geerbt, hatte nur eine Wohnkammer. Darin lag die alte in offenerm Saal zum Verkauf für die Nachbarn. Ueber Nacht schickten die Angehörigen auswärts. Als sie die Mauer wieder kamen, war die Reiche an Gesicht und Händen angetreten. Ob von Regen oder von Notten, konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Die ganze Reife fehlte. Der Satz wurde sofort zugegeben. So kam es, daß Thomas Pollatscheck nicht einmal mehr seine tote Mutter zu sehen bekam.

„Die beiden haben im Haus hab ich sofort totgeklagt“, sagte er, „weil ich nicht besser! Aber wenn ich mich soll totklagen alle die Matrosen bei mich daheim in Kammer, müßt ich mich haben Urlaub für fünf Wochen, nicht nur für fünf Tag.“

Das zweite Soldatenjahr neigte zu Ende. Derters als je sehen wir in der Kammer und sangen das Lied, das wohl allen alten Knechten am liebsten klang:

Daß schreiben wir aus diesem Kreise und legen es dem Waffentrod, und treten an die Heimatkreise mit einem Meeresdienst.

Pollatscheck sah wohl auch mit dabei und trank sein Seidel Bier. Aber er sang nicht. Wenn wir lustig und ausgelassen wurden, machte er sich nach Möglichkeit unsichtbar. Einmal fand ich ihn in einer dunklen Stube am Fenster sitzen. Er hatte den Kopf in die Hände gelegt und weinte.

Ich fragte ihn nicht, weshalb er weinte. Das war leicht zu erraten. Hier beim Kommiss war es ihm nach seinen Begleitnissen bisher sehr gut gegangen. Er hatte Freunde gehabt, Kameraden, die in allen Lagen treu zu ihm standen, und Essen, so viel er wollte.

Das hörte nun auf. Bald kam die Zeit, wo er aus neue des Lebens Notdurft ausgeht war, wo er sich aus neue als Tagelöhner bei irgend einem reichen Großgrundbesitzer seiner Heimat verdienen müßte, wo es nach seinen eigenen Worten weiter nicht gab als „viel schaff, viel wenig frey und viel wenig bezahlt“.

Ich rebete ihm zu, mit mir in die Großstadt zu kommen, mit mir in irgendeiner Fabrik anzufangen. Er schüttelte mir traurig den breiten Kopf: „Ist nichts für Pollatscheck. Pollatscheck muß heim!“

Wog sein, daß ihn auch ein Rälein Angen heim nach der freudvollen Heimat zog. Doch das sind nur Vermutungen meinerseits. Ausgesprochen hat er sich über diesen Punkt nie.

So kamen wir auseinander, Thomas Pollatscheck und ich. Jetzt hat uns dieses Zeitungsbild, das mir in der Hand zittert, wieder zusammengeführt. Ein trauriges Zusammentreffen, für wahr!

Ich ein halber Krüppel im Spitalbett. Und du, mein guter, getreuer Pollatscheck, irgendwo verharret in Belgien oder Frankreich. Am Willst du, das du so sehr liebst, bist du zugrunde gegangen.

Draußen auf der Straße ziehen Soldaten vorbei. Infanteristen. Sie singen mit lustigen, jungen Stimmen: „Wand' Angel geht manchen vorbei.“

Mein armer Thomas Pollatscheck, dir ist sie nicht vorbeigegangen.

fabrikbetriebe, Bergwerke, der Mangel an frischer Luft, an Bewegung usw. Streng geregelt ist der Dienst, die Kost ist einfach und von übertriebenen Reizmitteln frei. Dazu kommt der dauernde Aufenthalt in der freien Natur. Lungenerkrankungen, die auffallend selten vorkamen, stammten häufiger aus Quarzieren als aus den Schiefergruben. Singu kommt das Fehlen trauriger und sicher Bevölkerungselemente und der Bewässerung namentlich mit infektiosen Erkrankten. Die weitaus größte Ursache ist aber darin zu erblicken, daß der menschliche Organismus durch Anpassung an die Anforderungen und durch Abhärtung seine Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft in starker Maße zu erhöhen vermag; ferner in dem großen Einfluß des Klimas auf den Körper und in den Anforderungen der Wehrdienstleistung, endlich und ganz besonders in den vorerwähnten hygienischen Maßnahmen. Der gute Gesundheitszustand während des Winterfeldzugs zeigt, wie kräftig die Reize und Beanspruchungen bei gut konstituierten Individuen im kräftigen Mannesalter sein dürfte, ohne schädigend zu wirken. Denn nur eine kleine Anzahl ist tatsächlich geschädigt worden und dies waren zur Hälfte Dispositionelle. So kamen a. B. tuberkulöse Lungenerkrankungen nur wenig vor und fast ausschließlich bei Leuten, die schon einmal an einem Lungenerkrankung gelitten hatten, der zur Ausheilung gekommen war. Die beobachteten Lungenerkrankungen waren fast durchgehend sehr geringfügiger Art, jedoch Goldschäuber der Meinungs Ausdruck gibt, daß der Winterfeldzug auf tuberkulöse Personen im allgemeinen nicht ungünstig gewirkt hat, wahrscheinlich sogar günstig, denn es scheint ihm, daß die Zahl der unter den Symptomen einer manifesten tuberkulösen Erkrankung sogar kleiner war als im Frieden zur gleichen Jahreszeit. Neurosenartige Erkrankungen, namentlich nervöse Schlaflosigkeiten, infolge der Aufregungen, die der ununterbrochene Aufenthalt in der Feuerstellung mit sich bringt, oder durch die physischen Ermüdung beim Gefecht oder durch Erschöpfung überhaupt, kamen in größerer Anzahl zur Beobachtung. Allein im Verhältnis der kollektiven Beanspruchungen haben sich die neurotischen Erkrankungen durchaus vermehrt. Ein großer Teil hat sich sogar besser befinden als im Frieden.

Der Waffentrost. Ich traf ihn in der Sendungstruppe. Da ich ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen hatte, fiel mir natürlich seine Veränderung sofort auf. Seine Hofe war immer etwas zu kurz gewesen, die Krawatte rutschte in der Regel hinten am Kragen empur und der Hut verriet, daß er manchmal Stumm erkrankt hatte. Ich war daher überrascht, als ich ihn jetzt vor mir sah, im nagenauen, tadellos über den Anzug. In der goldenen Uhrkette baumelte ein Anhänger, das die Gestalt eines Eisernen Kreuzes hatte, am Rod hing er eine kleine Epitaph mit den Worten des Reiches und des Landes.

Er wählte mir herablassend zu, „Na, wie geht's, wie geht's?“ rief er mir zu und seine Lippen unwillkürlich ein zufriedenes Lächeln. Ich brauchte ihn nicht nach seinem Befinden zu fragen, man sah es ihm an, daß es ihm sehr gut ging. Vertraulich flüster er seinen Namen unter den meinen. „Kommen Sie ein paar Schritte mit, ich muß da vorne eine Annonce aufgeben.“ Er zog mich mit, denn er hatte offenbar das Bedürfnis, mit von seinem Glück zu erzählen.

„Ja der Krieg! Ich habe mächtig viel arbeiten müssen, aber es hat gefreut. Bis zum August vorigen Jahres gingen die Geschäfte schlecht, Sie wissen ja selber. Es ist mir trotz alledem nicht zum Verfall gekommen. Die meisten Stellen nicht in besseren Schutten wie ich; wie soll man da beim Handel was verdienen, wenn kein Geld hat. Da kam der Krieg, und ich darf mich auf das Verden. Na, ich will von meinen Geschäftsgeschäften nichts reden. Sie interessieren sich doch nicht dafür, dazu sind Sie zu ideal veranlagt. Aber es hat gefreut, es hat gefreut. Ich war in Berlin und dann hier, immer hin und her. Aber man wußte doch, wofür man sich plägte. Doch da sind wir ja, bei der Expedition.“

Er zog aus dem Umschlag nochmals sein Offert und überlas es. Ich konnte lesen: „Villa, in vornehmer Lage, zu kaufen gesucht.“ Er flüster den Umschlag zu und warf das Offert in den Briefkasten der Expedition.“

„Wissen Sie“, fuhr der Nebelige fort, „ich suche nach einem kleinen hübschen Heim, um mich ein wenig auszurufen. Die Geschäfte haben mich etwas nervös gemacht. Aber jetzt will ich raus aus dem Schwebel, ich will nichts mehr wissen von Arbeit. Dorette habe ich zuzulassen Waffentrost geschloffen. Ganz kann ich den Betrieb von heute auf morgen nicht einstellen, aber neue Aufträge nehme ich nicht mehr an. Ich will meine Ruhe haben. Auch das Geschäft in den Zeitungen bekommt man nicht. Es ist ja wahr, ich müßte die Briefe etwas hoch stellen, aber das ist der Krieg und hätte ich nicht genommen, so hätte das Geld ein anderer eingestiftet. In Belgien, wissen Sie, da hat die Moral auf, und man hat doch auch ein Risiko, nicht? Was sehen Sie mich denn so komisch an? Ach richtig, Sie kleiner Schalter, da fällt mir ein, was ich Ihnen schon angepöpselt. Kommen Sie mit, ich lade Sie ein. Gehen wir ins Palais Brehling, das Diner ist gut dort, besonders die hors d'oeuvre. Sie wollen nicht? Na gut.“

Er langte seine Brieftasche heraus und übergab mir eine Zehnmarknote. „Nichts für ungut, aber ich war ja so stark beschäftigt, daß ich in Berlin, daß hier, ich habe Sie eben nicht mehr gesehen. Besuchen Sie mich, wenn ich meine Villa eingerichtet habe. Auf Wiedersehen.“

Er grüßte und lächelte die Theaterstraße hinab. Dabei schauerte er vergnügt sein Glöckchen und pffft ein patriotisches Liedchen. (Münchener Post.)

Heiteres.

* Ursache und Wirkung. Die „Völler Kriegszeitung“ teilt folgende zwei Schriftstücke mit:

Wilhelm an Justen. Im Kanal, 21. Oktober 1915.

Deines Lustchen! — Für Deine Ideen die Biegarren meinen und meiner Kameraden herzlichsten Dank. Von unserer Freude kannte Dich keinen Begriff machen. Um 3 Uhr nachmittags qualmte und roohte die junge Familie. Na, schick man öfter mal von die Sorte! Mit Gruß und Ruh.

Dein dreier Wilhem.

Englischer Bericht. London, 22. Oktober 1915.

Gestern nachmittags 3 Uhr löste sich von den deutschen Gräben eine große Wolke erstickender Gase — unsere Mannschaften konnten nur mit Schutzmasken auf ihrem Posten verharren. Ein Angriff seitens der Deutschen erfolgte wider unser Erwarten auf die gründliche Gasvorbereitung nicht.

Der Gesundheitszustand unserer Truppen nach dem Winterfeldzug. Professor Dr. Goldschäuber untersucht in der „Beitrag zur physikalische und diätetische Therapie“ die merkwürdige Erscheinung, daß bei unseren Truppen trotz der Unbilden der Winterzeit der Gesundheitszustand unserer Truppen in und nach dem Winterfeldzuge andauernd eingeschätzt war und nicht durch folgende Momente an. Zunächst sind dem Leben im Felde gewisse Schädlichkeiten fremd, die unter Kulturleben mit sich bringt, wie tägliches Zusammenwohnen in engen, schlecht gelüfteten Wohnungen, die verdorrene Luft der Großstädte, der